

*Thomas Beschorner, Marc C. Hübscher, Matthias Kettner**

Replik-Replik: Kulturalistische (Wirtschafts)Ethik im Resonanzraum

1. Einleitung

[1] Wir danken allen Kolleg*innen sehr für ihre Bereitschaft eines Diskurses sowie ihre kritischen Perspektiven – seien es ihre Zustimmungen, ihre Hinweise auf blinde Flecken oder mögliche Inkonsistenzen unserer Überlegungen und auch der in Teilen formulierten fundamentalen Kritik an der kulturalistischen (Wirtschafts)Ethik, K(W)E. In der Raummetaphorik unseres Ansatzes freuen wir uns, dass die Kommentare – von einigen Ausnahmen abgesehen – im Resonanz- und Responseraum stattfanden. Das ist für einen wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Austausch wesentlich, zugleich aber hier wie dort nicht selbstverständlich.

[2] Die aus unserer Sicht konstruktivsten ebenso wie die kritischsten Hinweise der Korreferent*innen haben wir in verschiedene Bereiche verdichtet, die wir im Folgenden unter den Überschriften Theorie und Praxis (Kap. 2), Kulturalismus, Kulturtheorie und Ethosrationalität (Kap. 3), Begehung der Räume (Kap. 4) und das ›W‹ in der K(W)E (Kap. 5) diskutieren werden.

2. Theorie und Praxis: Praxistheorie vs. Modell-Sammelsurium

[3] Verschiedene Autor*innen merken in ihren Repliken an, dass der Theoriestatus unserer Überlegungen nicht deutlich genug wird. Die Kritik geht dabei besonders in zwei Richtungen: zum einen wird gefragt, weshalb das ›W‹ in einer Klammer steht (vgl. Enderle [3]–[6]); Haase [10]; Priddat [1]–[5]), damit zusammenhängend wird kritisiert, dass man zu wenig über das Verständnis von Wirtschaft oder des Ökonomischen in der K(W)E erfährt. Zum anderen wird die Praxisrelevanz unseres Ansatzes kritisch hinterfragt, stellt doch eine praxistheoretische Herangehensweise eine durchaus wichtige Dimension unserer Theorie dar.

[4] Unsere Intention beim Schreiben unseres zugegebenermaßen komplexen Artikels wollen wir noch einmal wie folgt plausibilisieren: Erstens soll die Klammersetzung andeuten, wie im Text beschrieben (vgl. [34])¹, dass wir für unseren kulturtheoretischen Entwurf ein breites Spektrum von Anwendungsgebieten

* Prof. Dr. Thomas Beschorner, Institut für Wirtschaftsethik der Universität St. Gallen, Girtannerstrasse 8, CH-9010 St. Gallen, Tel. +41-(0)71-224-3143, E-Mail: thomas.beschorner@unisg.ch, Forschungsschwerpunkte: Wirtschaftsethik, Kulturtheorie.

Prof. Dr. Marc C. Hübscher, Deloitte GmbH, Dammtorstrasse 12, 20354 Hamburg, Tel.: +49-(0)32-080-4405, E-Mail: mhuebscher@deloitte.de.

Prof. Dr. Matthias Kettner, Department für Philosophie, Politik und Ökonomik, Fakultät für Wirtschaft und Gesellschaft, Universität Witten/Herdecke, Alfred-Herrhausen-Str.50, 58448 Witten, Tel.: +49-(0)2302-926-811, E-Mail: matthias.kettner@uni-wh.de.

1 Die Verweise beziehen sich auf die jeweiligen Absätze des Hauptbeitrags in diesem Heft.

sehen, das auch wirtschaftsethische Fragestellungen beinhaltet – und für diese womöglich in besonderer Art und Weise gewinnbringend ist –, sich aber nicht auf Wirtschaftsethik beschränkt. Gewiss verbinden wir mit unserem Entwurf keinen imperialistischen oder ›die gesamte Welt‹ erklärenden Anspruch, wollen jedoch unterstreichen, dass unser Ansatz das Potenzial zu einer *allgemeinen* kulturalistischen Ethik hat.

[5] Dieses Potential liegt in der Variabilität der Elemente: Im Mehrebenenansatz (vgl. [7]), der Prozessontologie der Kultur (vgl. [14]), den Loci der Verantwortung (vgl. [35]) und der Topologie problemlösender Lernprozesse (vgl. [76]). Das damit verbundene Denken ist jeweils prozesshaft angelegt und in seiner begrifflichen Allgemeinheit erst einmal bewusst unkonkret, ja abstrakt gehalten. Wichtig ist für eine kulturalistische Ethik jedoch, das sollte in unserem Text mehr als deutlich geworden sein, eine problemorientierte Herangehensweise (vgl. [43]) – mit entsprechenden Anwendungsbereichen –, die gewissermaßen Fleisch auf die Knochen des allgemeinen kulturalistischen Skeletts bringt.

[6] Was hier *lediglich analytisch getrennt* ist – eine allgemeine Prozesstheorie einerseits, Anwendungsbezüge andererseits – wird in unserer kulturalistischen Perspektive der Sache nach zusammengedacht. Die Luft wird trotz theoretischer Abstraktionen deshalb nicht »dünn« oder »zu dünn« (Pfriem [12]), weil es unter ›den Wolken‹ ja stets um ›dichte‹ Beschreibungen und konkrete Problemverortungen geht. Die kulturalistische Ethik hat immer einen Bezug *zu etwas*: Anwendungsbereiche, Problembezüge, Praxisaspekte oder wie man es auch nennen mag. Das wünscht sich Alexander Brink ([14]). Das machen wir, auch wenn es »sporadisch« (Heidbrink [10]) bleibt. Es gibt mit anderen Worten keine KE, sondern beispielsweise nur eine K(W)E (bezogen auf Wirtschaft); allgemeiner K(X)E, wobei das X den Anwendungs- und Problembezug charakterisiert. Insofern meinen wir, wenn wir oben von einer *allgemeinen* kulturalistischen Ethik sprechen, vielfältige Anwendungsbereiche, zu denen die kulturalistische Sicht perspektivisch Beiträge zu leisten vermag: weiterhin als K(W)E für die Wirtschaftsethik – auf die spezifische Fragen nach dem W, dem Ökonomischen, gehen wir in Abschnitt 5 dieser Replik ein – aber darüberhinausgehend auch z. B. als K(D)E (Digitalisierung), K(P)E (Politik), K(K)E (Klima), K(G)E (Gesundheitswesen), um nur einige Anwendungsgebiete beispielhaft zu nennen.

[7] Die Kommentare zu unserem Text variieren hinsichtlich des Theorie-Praxis-Verhältnisses in großer Bandbreite und reichen von der »vorgelegte Text ist (...) von Theoretiker*innen für Theoretiker*innen« (Suchanek [12]) bis hin zu er »bietet eine ersehnte Hilfe für die Praktiker*innen und öffnet faszinierende Perspektiven für die Forschung« (Enderle [12]). Vielleicht stimmt beides! Natürlich richtet sich der in der *zfwu* publizierte Beitrag an die *scientific community* der Wirtschaftsethik. Und natürlich wäre eingehender darüber nachzudenken, wie, in welcher Form und über welche Begrifflichkeiten die von uns angestellten Überlegungen, durchaus mit einer gewissen Flughöhe, auf den ›Boden‹ von Praxisbereichen geholt werden können. Aber, und nicht mehr und nicht weniger wollten wir mit einigen Andeutungen in unserem Text hinterlegen: Praxisrelevanz halten wir, auch vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen im Autorenteam (beispielsweise

in den Bereichen der Executive Education, der Beratungspraxis und Beiträge in öffentlichen Medien) für gegeben. Die Einladung, diese weiterzudenken, ergeht an alle!

[8] Noch einmal: Die K(W)E beansprucht nicht, alle irgendwo und irgendwie anfallenden normativen Probleme über die angebotenen Heuristiken lösen zu können. Was sie beansprucht, ist eine signifikante neue Perspektive durch ihre praxeologische Herangehensweise. Wir haben in dem vorliegenden Text sowohl aus Platzgründen als auch aus dem Grund, dass wir das Verhältnis der K(W)E zu anderen, teils komplementären, teils divergierenden wirtschaftsethischen Ansätzen an anderen Stellen vorgenommen hatten (Beschorner 2013; 2015; 2021; Beschorner/Hübscher 2017), bewusst auf einen Ab- bzw. Eingrenzungsdiskurs verzichtet. Der relative Vorteil der K(W)E jedoch, wie von verschiedenen Kommentator*innen vermerkt, liegt in ihrer problemorientierten und lebensweltlichen Herangehensweise einschließlich möglicher »normativer Höhenentwicklungen«. Leider ist es so, und wir alle wissen es, dass gegen so gut wie alle normativ relevanten Ansätze von Wirtschaftsethik, die überhaupt im Spiel sind, jemand die rote Karte mangelnder Praxisrelevanz zücken kann (vielleicht mit Ausnahme der Governanceethik).

[9] Dazu zwei anekdotische Beispiele: Anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des Instituts für Wirtschaftsethik der Universität St. Gallen im Jahr 2014 umschrieb Peter Ulrich eine zentrale Idee der Integrativen Wirtschaftsethik mit der Metapher des »Ausleuchtens des Kellers mit der Taschenlampe« (Beschorner 2015: 329). Für die K(W)E hingegen steht nicht der Keller im Mittelpunkt des Interesses: »Relevanter und auch interessanter sind die bewohnten Räume – und auch die Gärten –, in denen Menschen miteinander interagieren, in denen ein Miteinander gelebt und organisiert wird, in denen Objekte und Natur den sozialen Raum prägen – gestern, heute, morgen« (Beschorner 2015: 330). Wie der Zufall so will: Ebenso in St. Gallen konfrontierte Andreas Suchanek Karl Homann im Anschluss an seinen Vortrag (2012) auf einer Tagung des Vereins für Socialpolitik (Ausschuss ›Wirtschaftswissenschaften und Ethik‹) mit der Beobachtung, Praxisakteure täten sich zunehmend schwerer mit der Homannschen Moralökonomik; es ist jene Moralökonomik, der Suchanek ([10]) in seinem Kommentar zu unserem Ansatz aber »hohe Resonanz bei ›Praktiker*innen‹« gutschreibt?

[10] Die zwei Beispiele mögen als Hinweis genügen, dass Stärken und Schwächen von (wirtschaftsethischen) Theorien natürlich *relativ* zu beurteilen sind in je bestimmten Hinsichten. Aus unserer Sicht markiert die K(W)E als eine ›Ethik von unten‹ gerade ein neues Terrain als ›Praxisperspektive in theoretischer Hinsicht‹. So irritierend diese Formulierung auf den ersten Blick erscheinen mag, so wichtig erscheint sie uns. Die K(W)E ist eine Praxistheorie, zwar erst in abstrakter Form integriert, aber jedenfalls kein bloßes Modell-Sammelsurium für die Praxis.

[11] Bettina Hollstein ([1]) hat sehr gut und auch im Sinne der K(W)E erkannt: »Theorie und Praxis als nicht dichotomisch getrennte Sphären zu verstehen, sondern aufeinander zu beziehen, ist eine typisch pragmatistische Herangehensweise«, eben deshalb ist die K(W)E nicht nur »eine Theorie für die Beobachtungspraxis von Theoretiker*innen« (Priddat [5]). Und Michaela Haase ([10]) ist völlig

zuzustimmen, dass weitere Reflexionen auf und Bezugnahmen zu Praxistheorien (Theodore Schatzki, Bruno Latour, Andreas Reckwitz, Rahel Jaeggi u. a.) mögliche Weiterentwicklungen versprechen. So verstehen wir auch die wichtigen Hinweise von Lea-Riccarda Prix ([6]).

3. Kulturalismus, Kulturtheorie und Ethosrationalität

[12] In diesem Abschnitt gehen wir nicht nur auf Kritik an Rationalitätsannahmen ein, die wir machen, sondern zugleich auf Kritik an unserer Ethik-Position, da beides in der neuartigen Begriffsbildung der ›Ethosrationalitäten‹ zusammenkommt.

[13] Brink ([11]) vermutet, diese Begriffsbildung sei ein Neologismus ohne erkennbaren Gebrauchswert, entweder zu eng (dann täte es »Professionsethik«) oder zu weit (dann fielen jegliche normative Deutungsmuster darunter). Außerdem sei problematisch, dass der Begriff »drei Aspekte« harmonistisch vereine, »nämlich 1. Moral im Sinne von unrechtvermeidendem Handeln, 2. Rationalität im Sinne von konsistentem Handeln und 3. Ideale des guten Lebens (oder auch purpose einer Organisation), die nicht immer in Einklang zu bringen sind« (ebd.) und die, wenngleich sie sich »diskursivieren lassen« mögen, »dadurch noch nicht aufgelöst sind« wie Hollstein ([10]) zutreffend bemerkt.

[14] Hierauf ist zu antworten: Tatsächlich bauen wir in den Begriff *kein* Harmonieideal ein, ganz im Gegenteil. Dass zwischen einer Ethosrationalität, die intern kohärent ist (z. B. die einer gut eingespielten Administration einer Universität, die im Wettbewerb steht), und einer anderen, ebenfalls intern kohärenten Ethosrationalität (z. B. die der Lehr- und Forschungsfreiheit, als Ideal hochgehalten von einer gut eingespielten Professor*innenschaft alten Schlages), die Funken sprühen können, versteht sich. Der Begriff einer Ethosrationalität dient zur Markierung von Spannungen, nicht zu ihrer Verschleierung. Er ist zudem weiter gefasst als der einer Professionsethik, der ja genau nur das geteilte distinktive Ethos einer besonderen Profession (z. B. das Arztethos) meint. Ethos im Sinne von Idealen (und Kontraidealen) der Lebensführung geht in den Ethosrationalitätsbegriff ein, dieser im Ethos aber nicht auf, schon weil der Begriff die gerade im Wirtschaftsethikdiskurs zur Denkgewohnheit erstarrte Auseinanderdividierung von Rationalität und Moral aufhebt. (Die inverse Denkgewohnheit, dass Vernunft und Moral an der Wurzel eins sind, findet sich auch, allerdings nur noch bei tiefgläubigen Kantianern (als Antidot gedacht, vgl. Kettner 2020: 116–117)).

[15] Dagegen nimmt es der Ethosrationalitätsbegriff mit der wirklichen Erfahrung auf: Moralische Anforderungen zu beherzigen, etwa innerhalb der Common Sense Moral (vgl. Gert 2005: 47–50) die wichtige Moralregel, geltendes Recht sei zu achten, kann unter gewissen Umständen auch klug statt bloß moralisch sehr richtig erscheinen; und einen unternehmerischen Handlungsplan effektiv und effizient zu verfolgen kann Akteuren unter Umständen auch moralisch richtig statt bloß sehr klug erscheinen; unter wieder anderen Umständen kann, was moralisch richtig ist, unklug, und was höchst rational ist, moralisch fragwürdig

erscheinen. Wie Akteure hier vernünftig Balancen schaffen, wird keineswegs von der Moral per se bestimmt (deren ›Übertrumpfungsanspruch‹ bloß ein philosophischer Mythos ist), sondern moderiert durch die Ideale und Kontraideale der Lebensführung, die den Akteuren etwas bedeuten, und dadurch, wie viel sie ihnen wirklich bedeuten. Ideale der Lebensführung wiederum können sehr divers sein, umso mehr, je moderner die betreffenden Verhältnisse sind (vgl. Taylor 1994: 34–43).

[16] Reinhard Pfriem ([5]) meint, dass wir hier die »Konstruktion eines praktisch separierten und theoretisch separierbaren Reichs der Ethik« vornähmen und dass dies »ein anthropozentrischer und kognitivistischer Reduktionismus« sei, »unter dem die wirtschaftsethische Debatte gerade im deutschen Sprachraum seit Jahrzehnten leidet«. Mag sein, dass letzteres zutrifft. Was uns betrifft: Woran auch immer wir leiden mögen, an Ethikseparatismus und -reduktionismus ganz sicher nicht! Der mitunter unaufgeräumte Resonanzraum (wie wir ihn definieren) lässt ja gerade auch prima vista nicht-kognitive Elemente zu, z. B. Emotionen; zudem Irrungen und Wirrungen, wovon z. B. der öffentliche Resonanzraum der Auseinandersetzungen über Pandemie-Kontrollpolitik (›Corona-Debatte‹) beredt Zeugnis ablegt.

[17] Ein bekannter und leider häufiger Rationalitätsfehler ist bekanntlich der Sein-Sollen-Kurzschluss, Brink ([6]) spricht sogar von einer »Sein-Sollen-Falle« und beruft sich auf unsere reflexive Selbstverortung, die wir vornehmen, wenn wir bemerken: »wir stehen als solche, die kulturelle Prozesse reflektieren und darüber Theorien aufstellen, nicht außerhalb, sondern inmitten kultureller Prozesse« ([27]). Brink wirft uns zwar nicht vor, dass wir in besagte Falle tappen, meint aber doch – was ja auch nicht gut wäre –, es handele sich hierbei »nur um einen hermeneutischen Zirkel, bei dem man die Theorie aus der Praxis, und zugleich die Praxis aus der Theorie heraus versteht«, oder um eine »rekursive Schleife oder um »einen traditionellen Zirkelschluss« (Brink [6]).

[18] Auch Michaela Haase wirft in ihrem verständnisvollen Kommentar wichtige Fragen zu unserer Denkfigur der kulturellen Selbstverortung auf. Ihr fehlt die »Verbindung von Normen und Werten« (Haase [7]), und dies – dass das Normative immer schon da sei (wie wir ja in unserer kulturellen Selbstverortung voraussetzen) – sei theoretisch begründungsbedürftig (vgl. Haase [5]). Notgedrungen kurz geantwortet: Was wir im Aufsatz als »normative Theorie der Kultur« und als »Kulturelle Theorie der Normativität« ([103]) unterscheiden, wird hoffentlich klarer im Licht unseres Verständnisses von Kulturalismus (wie in [14] dargelegt):

[19] Kulturalismus gemäß unserer Auffassung beinhaltet erstens »unsere methodologische Überzeugung, dass kulturell konstituierte Praktiken (nicht Handlungen, nicht soziale Systeme) die primären Einheiten der Analyse sein sollten – und sogar sein müssen, wenn man anders nicht weiterkommt« ([14]). Indem wir kulturelle Praktiken als *Grundbegriff* auszeichnen, wird die Selbstsituierung innerhalb der das Ganze des Kulturellen ausmachenden Praktiken unvermeidlich und unhintergebar: sich einzubilden, wir reflektierten außerhalb, wäre ein abstrakter Fehlschluss. Wir müssen auch nicht fingieren, wir kämen aus einem

normativen Außen. Vielmehr stehen der K(W)E alle normativen Ressourcen zur praktischen und theoretischen Verfügung, die zum Normativitätsbewusstsein reflektierender Bürger*innen in Gesellschaften gehören, die Rechtstaatlichkeit, Demokratie und Menschenrechtskultur (vgl. Enderle [9]–[12]) zu ihren kulturellen Errungenschaften rechnen – denn hier (wo auch sonst?) hat die K(W)E ihre Genealogie. (Dass ein Geltungsanspruch über die Domäne, in der er seine Genealogie hat, hinausreichen kann, ist ein Theoriekapitel, das wir hier nicht aufschlagen können (vgl. Kettner 2014: 29–48).

[20] Wie wir Kulturalismus für die Zwecke des Aufsatzes erläutern, zählt dazu auch »unsere sozialontologische Überzeugung, dass allem Besonderen, das etwa eine bestimmte Kultur von einer anderen unterscheidet, allgemeine Prozesse ontologisch vorgeordnet sind, die einige charakteristische Prozesseigenschaften aufweisen, die alle kulturellen Prozesse als solche von anderen Arten von Prozessen (z. B. von biotischen, physikalischen, chemischen etc. Prozessen) wesentlich unterscheiden« ([14]). Kulturelle Komplexität entsteht innerhalb dieser Prozesse und ihrer Produkte. Dass sie so entsteht, garantiert nur lokale Passungsverhältnisse, keine weiterreichende Harmonie. Volle Zustimmung daher zu Josef Wielands Hinweis, kulturelle Differenz sei »nicht nur eine empirisch auftretende Externalität (...) sondern immanenter und konstitutioneller Bestandteil des Begriffs von Kultur selbst« (Wieland [8])! (Vgl. zu den strukturellen Konfliktlinien im Kulturellen Kettner 2008: 17–28.) Unsere Behauptung, dass zu diesen Prozesseigenschaften auch gehöre, »dass Enkulturation das Motivationssystem der Akteure prägt, sodass ihre Motivation auf normative Bestimmungen aller Art reagiert (z. B. auf vernünftige Gründe) und somit über diese steuerbar und beherrschbar wird« ([23]), ist in der Tat eine kulturtheoretische Behauptung großer Tragweite, deren Begründung wir im Aufsatz nicht darstellen und andernorts nachholen müssen.² *Touché!* Der bescheidene Neologismus, mit dem wir dieses Problem anzeigen, heißt »Normotivität« ([23]).

[21] Solche Theoriepositionen, die von den normativen Kräften, die in allen sozialen Praktiken einen Teil von deren sozialem Sinn bilden, durch ihre theoriekonstruktiven Vorentscheidungen bereits abstrahieren und theoretische Surrogate an deren Stelle setzen, sind für die K(W)E keine Hilfe. Wir vermuten sogar, sie sind für keine Ethik mit normativem Anspruch eine Hilfe, sondern gehören bestenfalls in die Metaethik, soweit diese sich nicht normativ (sondern deskriptiv und explanativ) versteht.

[22] Yvonne Thorhauer ([3]) empfiehlt uns in ihrem bedenkenswerten, aber sehr luhmannlastigen Kommentar eine moraltheoretisch »bescheidene Position dergestalt, dass es dem Subjekt grundsätzlich nicht möglich« sei, »ein verbindliches Sollen aufzustellen« (mit Verweis auf Luhmann). »Mit Verzicht auf die Annahme einer Wahrheitsfähigkeit ethischer Gebote verstehen sich Normen dann schlichtweg als »Verhaltenserwartungen, die sich durch faktisches Verhalten nicht irritieren lassen« (ebd., mit Verweis auf Luhmann). Die Luhmannsche Erklärung

² Vgl. dazu Sayer (2011). In der deutschsprachigen Soziologie hilfreiche Ansätze bei Popitz (2006); Habermas (1984).

von Normen als Lernschwächen ist ein solches Normativitäts-Surrogat. Weder in puncto Rationalitätstheorie noch in puncto normative Ethik ist vom Luhmannismus viel zu erwarten (vgl. Kettner/Dorschel 1996: 349–372). Wer sich (wie Thorhauer) affirmativ auf Luhmann beruft, muss dessen Lust an Verblüffung und Paradoxien mitberücksichtigen. Die Behauptung, dass es dem Subjekt unmöglich sei, ein verbindliches Sollen aufzustellen, ist nicht bescheiden, sondern paradox überschüssig, und, wie sich leicht zeigen ließe, in ihrer Allgemeinheit einfach falsch.

4. Begehung der Räume

[23] Der »phänomenologischen Topologie problemlösender Lernprozesse« haben sich verschiedene Kommentator*innen wie Georges Enderle ([1]), Birger P. Priddat ([7]) oder Lea-Riccarda Prix ([7]) unseres Erachtens recht positiv zugewandt. Daneben haben auch Bettina Hollstein ([10]; [12]) und Verena Rauen ([13]–[16]) einige Hinweise und Argumente vorgebracht, auf die wir im Folgenden eingehen möchten.

[24] Priddat ([7]) versteht diese Topologie als »viergestaffelten Reflexionsraum« als »Prozessbrücke«, die er »reduktiv (...) absteigend« liest und sich dabei fragt, ob es sich bei unserem Verständnis »um tatsächliche Prozesse handelt, oder um ein *script* für Theoriebeobachter«. Zunächst einmal können wir an dieser Stelle festhalten, dass unser Verständnis beide Sichten enthält, und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Wenn es nämlich richtig ist, dass das Prozessraum-Modell tatsächliche Prozesse spiegelt, dann ist es auch folgerichtig, dieses als Skript für Theoriebeobachter*innen zu verwenden. Das absteigende Verständnis unserer Darstellung, zu dem Priddat kommt, erschließt sich uns nicht ganz. Wir lernen aber daraus, dass zu dieser Topologie sicher noch vieles zu sagen wäre, um das in der Darstellung Implizierte deutlicher herauszuarbeiten.

[25] Tatsächlich ist die Idee der Darstellung zunächst aus der Diskussion des Verhältnisses von Relevanzraum und Raum der Gründe entstanden (vgl. [82]–[84]). Wir hatten für den Hauptbeitrag ursprünglich geplant, die Entwicklung der Topologie in viel kleineren Schritten durchzuführen, doch erwies sich dies aus Platzgründen als unmöglich. Entscheidend ist, dass diese beiden Räume nicht ineinander aufgehen, sondern vielmehr mehr oder weniger große Überschneidungen aufweisen, die wir dann als kulturalisierte Räume der Gründe beschreiben (vgl. [85]). Auch Resonanz- und Responderäume sind nicht nur im sogenannten Raum der (versprachlichten) Gründe verortet, weil beides – Resonanz und Response – nicht allein in sprachlicher Artikulation aufgeht.

[26] Insgesamt verstehen wir die Topologie als »Prozessmodell, bei dem ein Event oder eine Irritation zur Wahrnehmung eines gegebenen praktischen Problems führt« ([98]) und zu einer Lösung nötigt. Aufsteigend ist es in unserer Darstellung deshalb, weil sich das soziale Leben innerhalb der lebensweltlichen Strukturen der Relevanzräume bewegt, weil eben diese oder jene Praktiken, Regeln, Routinen, aber auch Ressourcen als relevant erscheinen oder eben nicht.

Über ihre letztendliche Akzeptanz oder grundsätzlich generelle Akzeptabilität wird damit freilich noch nichts gesagt. Solange sich Störungen im Relevanzraum ergeben, die sich aber »innerhalb bestimmter Elastizitätsgrenzen« (Rosa 2021: 182) bewegen, werden sie gewissermaßen ertragen – das-ist-halt-so, das-können-wir-sowieso-nicht-ändern usw.

[27] Die Entwicklung eines Problems von der Störung bis bestenfalls hin zur Behebung, also von Relevanz über Resonanz hin zur Response, hat Hartmut Rosa ganz in unserem Sinne kürzlich beschrieben: »Jenseits der Elastizitätsgrenzen (...) führen Spannungen oder Inkonsistenzen (...) dann jedoch zu strukturellen oder kulturellen Pathologien, die disruptive Anpassungen (...) erforderlich machen« (Rosa 2021: 182). Diese disruptiven Anpassungen können nur in Responseräumen gefunden werden, indem kulturalisierte Räume der Gründe größer werden und die Handlungsalternativen in Relevanzräumen erweitert oder verändert werden. Dies erfordert Kreativität.

[28] Mit Rosa und Kreativität sind wir bei dem Kommentar von Bettina Hollstein, die uns fragt (vgl. Hollstein [11–12]), ob in unserer Topologie der ›Ort der Kreativität‹ nicht buchstäblich *u-topisch* bleibe. Mit Blick auf unsere Kriterien der Kognition und der Relevanz, die die kulturalisierten Räume der Gründe einhegen (vgl. [85]), sieht Hollstein das Problem, dass »Praktiken des Imaginierens, des Träumens, des Fabulierens außen vor [bleiben], die ein Kreativitätspotenzial haben, das gerade für ungewöhnliche Lösungen genutzt werden könnte und angesichts der prinzipiellen Kontingenz und Unverfügbarkeit zukünftiger Entwicklungen auch notwendig« (Hollstein [12]) sei. Wir haben dieses Zitat so ausführlich aufgenommen, weil wir diesem Argument vollumfänglich zustimmen. Dass genau solche Praktiken, dieses Kreativitätspotential, ein wesentlicher Bestandteil der Responseräume sind, soll ausdrücklich hervorgehoben werden.

[29] Das angesprochene Problem sieht Hollstein damit verbunden, dass Kreativität gerade die »Öffnung der strikt abgeschlossenen kulturalisierten Räume der Gründe« (Hollstein [12]) erfordere, was »ein weiterer Schritt in Richtung einer pragmatistischen Wirtschaftsethik sein« (ebd.) könnte. Mit diesem kritischen Hinweis sehen wir tatsächlich eine etwas unglückliche Formulierung in unserem Beitrag, wenn wir ausführen, dass jenseits von Lokalem und Globalem »transzendente oder metaphysische Gründe [liegen], die für die K(W)E nicht im Zentrum des Erkenntnisinteresses stehen, da sie bewusst strikt in ›kulturalisierten Räumen von Gründen‹ bleibt« ([102]). Stellen wir klar: Wir meinen *nicht*, dass die kulturalisierten Räume der Gründe strikt geschlossen, oder gar abgeschlossen sind, was im Übrigen auch ganz und gar im Widerspruch zu dem von uns genannten »experimentellen Meliorismus« ([105]) stehen würde. Vielmehr haben wir damit ausdrücken wollen, dass die Gründe für Begründungen innerhalb der K(W)E nur in je bestimmten kulturellen Lebensformen zu finden sind und nicht in einer transzendent gedachten (göttlichen?) Vernunft. ›Imaginaries‹ können also durchaus Bestandteil verschiedener Räume sein, womöglich kommt ihnen dabei gar wichtige Bedeutung zu. Aber das werden wir auf Basis der wichtigen Hinweise von Hollstein weiter ausarbeiten, wozu es auch notwendig sein wird, erkenntnistheoretisch tiefer zu schürfen als es uns in dem Haupttext möglich war.

[30] Hollstein ([6]) schlägt vor, wir sollten den Resonanzraum umbenennen. Er sei als »Wahrnehmungsraum« viel besser beschrieben, nicht zuletzt weil der Resonanzbegriff durch Rosa (2016) bereits prominent in der sozialwissenschaftlichen Debatte besetzt sei (vgl. Hollstein [6]). Wir danken für das Bedenken, finden aber, dass der Begriff eines Wahrnehmungsraums nicht jene Energie beschreibt, die sich gewissermaßen einstellt, wenn Elastizitätsgrenzen des Erträglichen überschritten werden. Probleme und Störungen werden ja bereits im Relevanzraum wahrgenommen, aber der Weg zu Lösungen wird erst dann beschritten, wenn etwas Weiteres in Gang kommt, jenes Resonieren eben, das uns zur Bezeichnung Resonanzraum geführt hat. Uns ist selbstverständlich klar, dass wir damit etwas anderes bezeichnen als das, was Rosa (2016: 246) unter Resonanz versteht, nämlich einen Prozess der Spiegelung verschiedenartiger Weltbeziehungen. Eine Abgrenzung zur Resonanztheorie von Rosa dürfen wir, um Missverständnisse zu vermeiden, nicht unterschlagen, wenn wir unsere Position erneut formulieren.

[31] Prix sorgt sich bei aller Sympathie für unseren Ansatz, ob nicht die Resonanz- und Responseräume am Ende unbewohnt bleiben und damit eine existenzielle Leerstelle im skizzierten Lernprozess vorliege. »Die wesentliche Sollbruchstelle in diesem Prozessraum-Modell, stellt der Eintritt eines im Relevanzraums auftretenden praktischen Problems in den Resonanzraum dar« (Prix [6]). Die wesentliche Frage sei, ob Phänomene wie zum Beispiel Problemverdrängung, Problemblindheit oder Unwilligkeit Hemmnisse oder Hindernisse dafür darstellen, dass Probleme überhaupt resonieren können. Diese sehr sorgfältige Beobachtung von Prix und die damit verbundenen Vorschläge der Erweiterung zeigen uns einmal mehr, wie viel noch zu tun ist, um die Problem- und Lösungsprozesse, die wir meinen, hinreichend genau zu analysieren und zu diskutieren. Gleichwohl möchten wir für unser Prozessraum-Modell eine gewisse Vollständigkeit in Anspruch nehmen. Gerade das von Prix ([6]) genannte Beispiel der Klimakrise bestätigt unseres Erachtens die Kapazität des Modells, weil die Störungen im Relevanzraum erst dann »ernsthafter« angegangen werden, wenn das Problem resoniert – und dieses Resonieren ließe sich in diesem Beispiel mit der Fridays-for-Future-Bewegung belegen (vgl. Lucke 2019), womit für dieses Problem bereits »Bewohner« des Responseraums auch über die Mitglieder dieser Bewegung hinaus identifiziert werden können. Wir möchten im Sinne unseres Prozessraum-Modells behaupten, dass *alle* Probleme, die *wirkliche* Probleme sind, auch irgendwann durch Resonanz als Probleme wahrgenommen werden und dann gleichsam auch zu »Wohngemeinschaften« in den Resonanz- und Responseräume führen. Die kritische Frage, und die freilich impliziert Prix aus einer normativen Perspektive, ist, ob die Probleme als Probleme früh genug erkannt werden. Das ist in der Tat eine wichtige Frage, deren Schwierigkeit am Beispiel der Klimakrise unseres Erachtens sehr gut anschaulich wird.

[32] Noch einen weiteren wichtigen Hinweis entnehmen wir dem Kommentar von Prix. Am Beispiel der Externalisierung weist sie auf die Schwierigkeit hin, dass »die gegenwärtige wirtschaftliche Lebensform verhindere, dass ethische Probleme als wirtschaftliche Probleme wahrgenommen und artikuliert werden« (Prix [8]). Dieser Hinweis dringt tief in das W der K(W)E ein und muss Bestandteil

der Beschreibung, Analyse und Kritik von Ökonomien und Ökonomiken sein. Im nächsten Abschnitt dieser Replik haben wir dazu weiterführende Gedanken zusammengetragen. Insbesondere das Phänomen des Sachzwangs (vgl. [40] in diesem Beitrag) scheint uns ein wichtiges wirtschaftsethisches Phänomen zu sein, in dem insbesondere die Vorschläge von Prix von uns konstruktiv aufgenommen und verarbeitet werden können. Auch die »genauere Analyse und Kritik der Mechanismen (...), die verhindern, dass ethische als wirtschaftliche Probleme Eingang in Problemlösungsprozesse finden« (Prix [9]) gehören dazu.

[33] Verena Rauen [16] fragt uns, ob in unserem Responseraum die Möglichkeit der »Balancierung zwischen Normalisierung und Fremdheit« überhaupt und energisch genug angelegt ist. Den Kommentar von Rauen mit »Kritik der Normalisierung« betitelt lässt sich zunächst so verstehen, dass wir die Normalisierung als ein wesentliches Element kultureller Prozesse allzu affirmativ einführen (vgl. [15]–[16]). Mit Bezug auf Martin Heidegger wird Normalisierung als eine »Nivellierung bis zur Durchschnittlichkeit« (Rauen [12]) ausgeflaggt, die mit der unangenehmen Eigenschaft verbunden wird, dass Verantwortung durch Normalisierung erodiere (vgl. ebd.). Verantwortung wandere gewissermaßen in die Kultur der Normalisierung ein und entlaste den Einzelnen von Urteilen und Entscheidungen, weil – überspitzt formuliert – alle mimetisch so handeln wie die anderen auch. Möglicherweise besteht hier ein Missverständnis: Kulturelle Normalität ist nach unserem Verständnis nie starr fixiert; sie weist immer mehr oder weniger große Freiheitsgrade auf, die einen Normalisierungsspielraum aufspannen (vgl. [16]). Rauens Hinweis auf das Unwahre, zu dem Normalität werden kann, ist uns aber wichtig, denn er erinnert daran, dass zu den kritischen Aufgaben von K(W)E auch die Beschreibung und Kritik von blockierender Normalität gehören kann.

[34] Wenn also auch die Verantwortung ernst genommen wird, die Rauen [13] nach unserem Verständnis an existenziell zu verstehenden Akten des Urteilens und Entscheidens bindet, dann stößt man in unserem Ansatz direkt in den Responseraum vor, wo eine Responsivität wirkt, die in Normalität, Historizität und Tradition niemals restlos und bruchlos aufgeht (vgl. [92]). Der »experimentelle Meliorismus« ([105]) erfordert geradezu die Aktivierung eines »Kreativitätspotenzials« (Hollstein [12]) im Responseraum. Ist Responsivität ein Instrument der Problemhandhabung im Responseraum (vgl. Rauen [13])? Wir denken, dass die Responsivität als ein Instrument zu beschreiben die Sache nicht recht trifft. Vielmehr meint Responsivität gemäß unserer Auffassung einerseits recht pragmatisch eine Lern- und Entwicklungsfähigkeit und andererseits die Idee des Anspruchs des Anderen in Form der Aufforderung zur Wahrnehmung sensu Bernhard Waldenfels (1994). Das umfasst ein weites Feld und bedarf freilich der weiteren Ausarbeitung, die genau die zwei Dimensionen wird aufnehmen müssen, die Rauen aufzeigt, nämlich »ein Antworten auf die gesellschaftlichen und kulturellen Ansprüche des sogenannten Dritten und ein Antworten auf den Anspruch des fremden Anderen, der sich dem Verstehenshorizont des Antwortenden entzieht« (Rauen [16]).

5. Das »W« in der K(W)E

[35] Wie bereits in der Einleitung angesprochen haben insbesondere Enderle ([3]–[6]), Haase ([10]) und Priddat ([1]–[5]) angemerkt, dass in unserem Beitrag »W = Wirtschaft« kaum und schon gar nicht explizit behandelt wurde. In der Tat, und das haben die Autoren auch gesehen, haben wir bewusst das W in der K(W)E in Klammern gesetzt und dieses forschungsstrategische Vorgehen weiter oben genauer erläutert (vgl. [6] in dieser Replik). Damit sollte tatsächlich unsere Ambition zum Ausdruck kommen, dass es uns in dem Hauptbeitrag zunächst um die Ebenen und Verschränkungen einer kulturalen Theorie der Normativität und einer normativen Theorie der Kultur, also unserem Verständnis von Kulturalismus geht, das aus unserer Sicht gleichermaßen als eine Art Vorbedingung dient, bevor wir uns dem »epistemischen Ding« (Rheinberger 2006) namens Wirtschaft zuwenden können.³

[36] Wir können und werden in dieser Replik diesen zu Recht adressierten offenen Punkt nicht umfänglich behandeln. Gleichwohl möchten wir abschließend in acht Thesen darlegen, in welche Richtung unsere Überlegungen gewissermaßen von einer K(W)E zu einer KWE gehen, die wir in unserem Ansatz mit der etwas fulminanten Behauptung einer Abkehr, bzw. mindestens einer fundamentalen Kritik der Standardökonomik ausgeflaggt haben, und mit denen wir einige Hinweise der Kommentator*innen aufnehmen werden.

[37] Wir möchten sogleich vorausschicken, dass unseres Erachtens diese Kritik praxistheoretisch auf zwei Ebenen lokalisiert werden sollte (vgl. Hübscher 2018: 405): Erstens, die Sphäre der Wirtschaft (Ökonomie) als eine Form des sozialen Tuns (Handeln und Verhalten) in der Welt, in der wir leben, und, zweitens, die Wirtschaftswissenschaft(en) (Ökonomik) als disziplinierte Kommunikationszusammenhänge, die Wirtschaft beobachten und Erkenntnisse über dieses epistemische Ding produzieren will. Reflexion und Kritik der Wirtschaft sollten unseres Erachtens immer beide Ebenen im Auge behalten.

[38] (1) *Ökonomie und Ökonomik sind zutiefst performativ in dem ursprünglichen Sinne, dass durch Sprechen gehandelt und damit gewirkt wird.* Die »Entdeckung« performativer Sprechakte durch John L. Austin (2002 [1962]) kann auch für die Ökonomie und Ökonomik nicht hoch genug angesetzt werden (vgl. etwa Ortmann 2004: 62–77; Hübscher 2011: 175–179). Akteure der Ökonomie und Ökonomik sind ganz pragmatisch exponierte Sprecher der Moderne, die – sei es als wirtschaftswissenschaftliche Expert*innen, sei es als einflussreiches Management ökonomischer Organisationen – durch Argumente, Empfehlungen oder gar Direktiven mitunter sehr wirkmächtig in die Regeln, Ressourcen, Routinen und Praktiken des sozialen Lebens (bewusst und unbewusst) eingreifen können. Dass das Wort »wirkmächtig« das soziale Phänomen der Macht enthält, ist keineswegs

³ Hans-Jörg Rheinberger (2006) hat diesen Begriff in Bezug auf naturwissenschaftliche Experimente geprägt. Mit Günther Ortmann (2015: 95) wollen wir den Begriff weiter verstehen, nämlich als Sammelbegriff für »alle durch Perspektivität, Ausschnitts- und Begriffsbildung konstituierten Begriffsobjekte, ob nun in Experimentalsystemen kreierte, erhärtet und studiert oder nicht«.

zufällig und verweist schon hier auf die Relevanz von Macht, die in ökonomisch disziplinierten Analysen eigentümlich unterausgeprägt ist.

[39] (2) *Das epistemische Ding Ökonomie ist mehr als das, was durch die methodologischen Brenngläser der Ökonomik gegenständlich wird.* Es handelt sich dabei um nicht weniger als die nicht-ökonomischen Voraussetzungen der Ökonomie. Es geht uns gerade deswegen nicht um einen ökonomischen Imperialismus, der sich anschickt, auch andere Sozial- und Kulturwissenschaften erklärend aufzuklären, sondern vielmehr um den Ausweis einer ökonomistischen Kolonialisierung, die in bestimmten Fragestellungen hilfreich sein kann, aber gewissermaßen andersherum der kultur- und sozialwissenschaftlichen und nicht zuletzt philosophischen Ergänzung, mitunter gar Einbettung bedarf, um Wirtschaft zu erklären (Geltung) und zu legitimieren (Gültigkeit). Insbesondere der letzte Punkt verweist auch auf den wissenschaftstheoretischen Standpunkt eines ideologischen Verständnisses von Wertfreiheit, der nicht (mehr) sieht, wie diese eigentümliche Wertfreiheit, die die Standardökonomik auch heute noch vertritt, nur durch den eigenen Wertestandpunkt verteidigt werden kann (vgl. etwa Kettner 1994: 54f.; Thielemann 2010: 61; Hübscher 2021: 139). Dass kritisch-rationale »Limitationalität« (Suchanek [5]) dabei auch zu einem theoretischen Problem werden kann, scheint uns weniger ein grundsätzliches Problem, als vielmehr eine Frage des wissenschaftstheoretischen Standpunkts zu sein.

[40] (3) *Ökonomie insbesondere in Form des Kapitalismus ist die kulturgeschichtlich gewachsene Praxis der gesellschaftlichen (privaten und öffentlichen) Wertschöpfung.* Dieses wichtige Thema der politischen Ökonomie (vgl. Enderle [6]) wäre ein wesentlicher Bestandteil des Arbeitsprogramms der KWE. Wieland (2018: 19) hat aus unserer Sicht die Idee der Wertschöpfung vor der Diskussion von *shared values* mit der Unterscheidung Privates und Öffentliches (Gesellschaft) konstruktiv weitergebracht, weil dadurch nicht nur Fragen der Allokation, sondern auch der Distribution gesellschaftlichen Wohlstands auf die politisch-ökonomische Agenda kommen (vgl. Enderle [5]; Hübscher 2021: 147). Die Debatte um erwerbswirtschaftliche Gewinnmaximierung vs. angemessene Gewinne gehört daher nicht in die historische Abstellkammer der wirtschaftsethischen Theoriebildung, sondern stellt auch ganz aktuell eine gesellschaftliche Herausforderung ökonomischen Handelns dar (vgl. Piketty 2020). Private und öffentliche Wertschöpfung führen zu gesellschaftlichem Wohlstand, was aber nicht zwingend auch etwas mit Reichtum zu tun hat (vgl. Enderle [6]). Dass »Reichtum als moralisches Problem« jenseits einer schlicht-naiven Neiddebatte diskutiert werden kann, hat bereits Christian Neuhäuser (2018) herausgearbeitet und kann eine Triebfeder im Resonanzraum sein. Jenseits einer Debatte von Wirtschaftssystemen, die allzu schnell in links (Sozialismus) oder rechts(-konservativ) (Kapitalismus) abdriftet, würde eine KWE die Frage eines angemessenen Wirtschaftssystems auf Höhe der Zeit aufnehmen.

[41] (4) *Sachzwangargumente in der kapitalistischen Ökonomie stehen mitunter quer zur Lösung gesellschaftlicher Probleme.* Die vorgenannten Thesen führen uns auch zu einem wirtschaftsethischen Grundbegriff, nämlich dem des Sachzwangs (vgl. Ulrich 2001; Weber 1999; Kettner 2001; Kettner/Vogel 2021). Die

generelle Frage im Sinne unseres Theoriedesigns lautet ganz grundsätzlich, ob und wie gut unter welchen Bedingungen die Berufung auf einen (ökonomischen) Sachzwang im Diskurs über alternative (ökonomische) Arrangements sein kann. Die Frage ist knifflig und kann unseres Erachtens in dieser Allgemeinheit nicht mit einer rational motivierten Ja-/Nein-Stellungnahme beantwortet, bzw. vorentschieden werden, zumal es den eigenen Ansatz auch untergraben würde. Gleichwohl wäre von einer KWE eine Taxonomie von Sachzwangargumenten zu erwarten (vgl. Kettner/Vogel 2021), die als theoretische Hilfestellung für Auseinandersetzungen im Responseraum – freilich selbst (nur) als responsiver Beitrag, sozusagen als diskursive Heuristik – dienen kann.

[42] (5) *Reziprozität als soziales Phänomen sollte mit Tausch und Gabe in der ökonomischen Analyse berücksichtigt werden.* Die Entdeckung der Reziprozität hat bereits lange Zeit sowohl ökonomische als auch insbesondere ethnologische Wurzeln. Empirische Ergebnisse aus Experimenten zeigen, dass das Verhalten des ›Homo Reciprocans‹ (Falk 2003) in der ökonomischen Logik des reinen Tausches nicht aufgeht. Die Gabe, als die andere Seite der Reziprozität, wurde prominent aus ethnologischer Sicht hervorgehoben (vgl. Mauss 1990 [1925]) und zeigt uns empirische Beobachtungen, die einer Beschreibung des Ökonomischen nicht äußerlich bleiben sollten (vgl. u. a. Ortmann 2004: 161–200; Ronge 2021: 164–166).⁴ Allein die bekannte Unterscheidung zwischen intrinsischer und extrinsischer Motivation legt Zeugnis davon ab (vgl. Frey/Osterloh 2000), dass ökonomische Anreizstrukturen, die ganz wesentlich auf extrinsische Motivationen beruhen, eigentümlich zu kurz greifen, wenn Ökonomie erklärt werden soll. Wenn wir das Ökonomische beschreiben wollen, dann bedarf es der vollen Bandbreite der Reziprozität, die zwischen Gabe und Tausch oszilliert. Insofern hat Priddat ([1]) Recht, wenn er uns ein Interaktionstheorem zuschreibt, das wir aber auch in der Breite der Reziprozität für ökonomische Analysen ausdrücklich als notwendig erachten. Interessante Überlegungen von Priddat ([8]), etwa die Hinweise das Spiel des Gebens und Nehmens von Gründen als »reziprozitäre Ökonomie der Geltungskomparation von Gründen« zu bezeichnen, bzw. von einem »gabenökonomischen Theorem« zu sprechen oder in unserem Ansatz mit Blick auf Fragen der Realisation »eine besondere Form des social contracting« (Priddat [9]) zu erblicken, nehmen wir als konstruktive Hinweise für die Entwicklung einer KWE gerne auf.

[43] (6) *Für ökonomische Analysen sollten Fragen der Kooperation im Vordergrund stehen, und erst nachgelagert Fragen der Koordination.* Die Frage von Koordination und Kooperation scheint uns eine der wesentlichen Fragestellungen in der Ökonomik einerseits und der wissenschaftlichen Erklärung der Wirtschaft andererseits zu sein. In Bezug auf den Hinweis von Wieland ([5]) können wir der Idee einer Kooperationsökonomie (vgl. Wieland 1998) gut folgen. So sehr mitunter Kooperation der Koordination gegenübergestellt wird, stellt sich aus einer ökonomischen Perspektive vielmehr die Frage, welche Form der Koordination

⁴ Vgl. dazu auch die Beiträge in der Schwerpunktausgabe ›Kritik der Gabe‹ der zfwu Jg. 22/H. 1.

einer Kooperation bedarf – man könnte fast sagen, dass das eine der Kernfragen der Institutionenökonomik ist (vgl. North 1990). Damit möchten wir zunächst zum Ausdruck bringen, dass wir nicht klar genug Stellung genommen haben, in welchem Verhältnis Koordination und Kooperation in der K(W)E stehen. Wieland ([5]) betont mit Verweis auf unsere Ausführung, in der wir Kultur »als einen produktiven *Prozess* verstehen, dessen Substrat Praktiken sind, (...), die ihre Interaktionen über symbolisch verkörperte Bedeutung koordinieren können, weil diese Bedeutungen normativ gehaltvoll sind« ([4]), dass wir Kultur auf die »koordinierende Funktion« (Wieland [5]) fokussieren. Diese Fokussierung war von uns nicht gemeint, da wir davon ausgehen, dass Kultur eine Kraft entfaltet, die ganz grundsätzlich soziale Kooperation nicht nur ermöglichen, sondern auch verunmöglichen kann. Der Idee der Kultur ist eine Kooperationsdimension immer schon eingeschrieben. Gleichwohl enthalten einige unserer Prozesseigenschaften der Kultur Hinweise, die die Dimension der Koordination menschlichen Lebens enthält. Im Übrigen verstehen wir das Spiel des Gebens und Nehmens von Gründen als ein Kooperationsarrangement, das selbst wieder Kooperationen ermöglichen und stabilisieren kann.

[44] (7) *Die Transaktion ist die Basiseinheit der ökonomischen Analyse.* Dieses Verständnis eint in weiten Teilen die ältere und neue Institutionenökonomik mit auch neueren Ansätzen wie etwa den der *Relational Economics* (vgl. Wieland 2018: 33–49), freilich mit unterschiedlichen Ausprägungen, wobei insbesondere letztere wieder enger an das Verständnis der älteren Institutionenökonomik andockt. Eine erweiterte Perspektive auf Transaktionen, die das transaktionskostentheoretische Korsett sensu Oliver E. Williamson (1985) gewissermaßen wieder entgrenzt, ist die Deutung Wielands (2018: 41), der Transaktionen als relational versteht, die »in Commons Sinne Ereignisse [sind], die selbst eine Relation von Ereignissen darstellen« (ebd.), die weiter im Prozess und Vollzug »eine Vielzahl von Interaktionen gesellschaftlicher Institutionen und Organisationen und den dazu gehörenden spezifischen Entscheidungslogiken« (ebd.) beinhalten. Dieses Verständnis kommt der K(W)E grundsätzlich entgegen, was wir an drei unseres Erachtens interessanten Bezügen ansprechen wollen: Zunächst sei auf die immer schon soziale Formation einer Transaktion hingewiesen. John R. Commons (2012 [1924]: 68) hat darauf aufmerksam gemacht, dass zur Definition und Beschreibung einer Transaktion mindestens fünf Parteien gehören, neben zwei Anbietern und zwei Nachfragern eine dritte (unabhängige) Entscheidungsinstanz, die er auch als »governor« (ebd.) bezeichnet. »A transaction, then, involving a minimum of five persons, and not an isolated individual, nor even only two individuals, is the ultimate unit of economics, ethics and law. It is the ultimate but complex relationship, the social electrolysis, that makes possible the choice of opportunities, the exercise of power and the association of men into families, nations, business, unions and other going concerns« (ebd.). In diesem Zitat von Commons finden wir neben dem sozialen Interaktionstheorem, das sich für eine kulturalistische Betrachtung äußerst fruchtbar machen lässt, auch die zwei weiteren Vorteile. Der Hinweis auf »economics, ethics and law« ließe sich aus unserer Sicht nicht nur zwanglos um weitere gesellschaftliche Wertsphären erweitern; die

Transaktion ist auch so eingeführt, dass sie sich als Ort der Ethosrationalität beschreiben lässt, gerade weil die Transaktion »ein polykontextuales und polylinguales Interaktionsverhältnis« (Wieland 2018: 41) darstellt, das sich als Praxis rekonstruieren lässt. Und zuletzt verweist Commons auf ›going concern‹, dass nichts anderes als Organisationsformen meint, die Transaktionen prozessieren. Auch, aber nicht nur aus diesem Grund spielt die Organisation und Governance gesellschaftlicher Wertschöpfung, insbesondere durch Unternehmen, als Gegenstand von Erklärung, Kritik und Begründung eine wichtige Rolle in einer KWE. Wir stimmen damit auch Brink ([15]) zu, dass eine KWE von einer *Relational Economics* lernen kann (und vielleicht auch umgekehrt).

[45] (8) *Ökonomische Organisationen – Unternehmen – sind die wesentlichen Akteure der Ökonomie und weiter mächtige Sprecher der Moderne* (s. These 1). Mit dieser These könnte man vermuten, dass Priddat ([2]) Recht hat, dass das W in der K(W)E eine *Unternehmensethik* adressiert. Wir denken, dass in der Ausarbeitung der KWE die Rolle von Unternehmen eine herausragende Stellung einnehmen wird, aber eben nicht darauf beschränkt ist. Insbesondere die methodologische Einstellung, Unternehmen als Akteure (vgl. Hübscher/Neuhäuser 2020) und nicht zuletzt auch als moralische Akteure (vgl. Neuhäuser 2011) zu verstehen, wird bei Fragen des praktischen Problemlösens in der phänomenologischen Topologie die KWE zu Klarstellungen auffordern, wie diese Akteure dort als Enabler, Gestalter und nicht zuletzt als Bewohner der Räume beschrieben, aber auch legitimiert werden können.

[46] Vor dem Hintergrund dieser acht Thesen ist es aber freilich ein Desiderat der K(W)E, als KWE Beiträge zu einer wohlverstandenen Politischen Ökonomie – zu Phänomenen der Politisierung des Ökonomischen und der Ökonomisierung des Politischen – zu liefern bzw. einzufordern, und zwar normativ abstinente (›empirische‹) ebenso wie normativ gehaltvolle (›ethische‹).

Literaturverzeichnis

- Austin, J. (2002 [1962]): Zur Theorie der Sprechakte, Stuttgart: Reclam.
- Beschorner, T. (2013): Kulturalistische Wirtschaftsethik: Grundzüge einer Theorie der Anwendung, in: Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik, Jg. 14/H. 3, 346–372.
- Beschorner, T. (2015): Erkundungen zu einem noch nicht gefundenen Ort des »moral point of view«, in: Beschorner, T./Ulrich, P./Wettstein, F. (Hrsg.): St. Galler Wirtschaftsethik. Programmatik, Positionen, Perspektiven, Marburg: Metropolis, 305–336.
- Beschorner, T. (2021): Kulturalistische Wirtschaftsethik, in: Aßländer, Michael (Hrsg.), Handbuch Wirtschaftsethik, Münster: Metzler (im Erscheinen).
- Beschorner, T. & Hübscher, M. C. (2017): Quellen der Normativität. Erkundungen einer kulturalistischen (Wirtschafts-)Ethik, in: Forschungsgruppe Unternehmen und gesellschaftliche Organisation, FUGO (Hrsg.): Unternehmen der Gesellschaft: Interdisziplinäre Beiträge zu einer kritischen Theorie des Unternehmens, Marburg: Metropolis-Verlag, 337–362.
- Commons, J. R. (2012 [1924]): Legal Foundations of Capitalism, New York: MacMillan.
- Falk, A. (2003): Homo Oeconomicus versus Homo Reciprocans: Ansätze für ein neues Wirtschaftspolitisches Leitbild? In: Perspektiven der Wirtschaftspolitik, Jg. 4/H. 1:141–172.
- Frey, B. S./Osterloh, M. (Hrsg.) (2000): Managing Motivation. Wie Sie die neue Motivationsforschung für Ihr Unternehmen nutzen können, Wiesbaden: Gabler.

- Gert, B. (2005): *Morality: Its Nature and Justification*, Revised Edition, New York: Oxford University Press.
- Habermas, J. (1984): *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bände, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hübscher, M. C. (2011): Die Firma als Nexus von Referenzpunkten. Institutionen, Identitäten und Sprechakte, in: Wieland, J. (Hrsg.): *Die Zukunft der Firma*, Marburg: Metropolis, 167–194.
- Hübscher, M.C. (2018): Ökonomie und Ökonomik als soziale Praxen. Widersprüchlichkeit als ein Grund der Kritik, in: *Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik* Jg. 19/H. 3, 402–406.
- Hübscher, M. C. (2021): Erkenntnis und Ideologie. Nicht nur epistemologische Überlegungen zur Relational Economics als Politische Ökonomie, in: Baumann Montecinos, J. et al. (Hrsg.): *Kooperation, Governance, Wertschöpfung. Perspektiven auf eine Relationale Ökonomie*, Marburg: Metropolis, 133–159.
- Hübscher, M. C./Neuhäuser, C. (2020): Die Unternehmung als Akteur der »großen Transformation«. Zukunftskunst und theory of the firm, in: Grözinger, G./Peukert, H./Heise, A. (Hrsg.): *Ökonomie und Gesellschaft. Jahrbuch 31: Ökonomie in der Krise. Analyse – Kritik – Umgestaltung*, Marburg: Metropolis, 97–122.
- Kettner, M. (1994): Ideologiekritik und Psychoanalyse. Zwei Seiten einer hermeneutischen Medaille? In: Apel, K.-O./Kettner, M. (Hrsg.): *Mythos Wertfreiheit? Neue Beiträge zur Objektivität in den Human- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/Main: Campus, 49–76.
- Kettner, M. (2001): Sachzwang. Über einen kritischen Grundbegriff der Wirtschaftsethik, in: Koslowski, P. (Hrsg.): *Wirtschaftsethik – Wo bleibt die Philosophie?* Heidelberg: Physica Verlag, 117–144.
- Kettner, M. (2008): Kulturreflexion und die Grammatik kultureller Konflikte, in: Baecker, D./Kettner, M./Rustemeyer, D. (Hrsg.): *Über Kultur. Theorie und Praxis der Kulturreflexion*, Bielefeld: transcript, 17–28.
- Kettner, M. (2014): Affirmative Genealogie und argumentativer Diskurs. Ein Vergleich im Anschluss an Hans Joas, in: Große Kracht, H. J. (Hrsg.): *Der moderne Glaube an die Menschenwürde. Philosophie, Soziologie und Theologie im Gespräch mit Hans Joas*. Bielefeld: transcript Verlag, 29–48.
- Kettner M. (2020): Kantian Dignity Semantics. An unreliable Resource for Human Rights Culture, in: Kato, Y./Schönrich, G. (Eds.): *Kant's Concept of Dignity. Kant-Studien Ergänzungshefte*, Bd. 209, Berlin: De Gruyter, 97–120.
- Kettner, M./Dorschel, A. (1996): Systemrationalität? In: Apel, K.-O./Kettner, M. (Hrsg.): *Die eine Vernunft und die vielen Rationalitäten*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 349–372.
- Kettner, M./Vogel, T. (2021): Sachzwänge in der kapitalistischen Ökonomie. Ihre Strukturen und Ambivalenzen, in: *Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik* Jg. 22/H. 2, 287–211.
- Lucke, A. v. (2019): Greta gegen AKK. Die Republik in Bewegung, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* Jg. 64/H. 4, 5–8.
- Mauss, M. (1990 [1925]): *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Neuhäuser, C. (2011): *Unternehmen als moralische Akteure*, Berlin: Suhrkamp.
- Neuhäuser, C. (2018): *Reichtum als moralisches Problem*, Berlin: Suhrkamp.
- North, D. C. (1990): *Institutions, Institutional Change and Economic Performance*, Cambridge: University Press.
- Ortmann, G. (2004): *Als ob. Fiktionen und Organisationen*, Wiesbaden: VS Verlag.
- Ortmann, G. (2015): Organisation, Wirtschaft und Gesellschaft. Über einige epistemische Dinge der Organisationssoziologie, in: Apelt, M./Wilkesmann, U. (Hrsg.): *Zur Zukunft der Organisationssoziologie*, Springer: Wiesbaden, 95–108.
- Piketty, T. (2020): *Kapital und Ideologie*, München: C. H. Beck.
- Popitz, H. (2006): *Soziale Normen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- Priddat, B. P.* (2015): *Economics of persuasion. Ökonomie zwischen Markt, Kommunikation und Überredung*, Marburg: Metropolis.
- Rheinberger, H.-J.* (2006): *Experimentalsysteme und epistemische Dinge: Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Ronge, B.* (2021): Tausch und Handeln, in: Heidbrink, L./Lorch, A./Rauen, V. (Hrsg.): *Handbuch Wirtschaftsphilosophie III. Praktische Wirtschaftsphilosophie*, Springer VS: Wiesbaden, 157–168.
- Rosa, H.* (2016): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Suhrkamp: Berlin.
- Rosa, H.* (2021): Best Account: Skizze einer systematischen Theorie der modernen Gesellschaft, in: Reckwitz, A./Rosa, H. (2021): *Spätmoderne in der Krise. Was leistet die Gesellschaftstheorie?* Berlin: Suhrkamp, 151–252.
- Sayer, A.* (2011): *Why Things Matter to People*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Taylor, C.* (1994): *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Thielemann, U.* (2010): *Wettbewerb als Gerechtigkeitskonzept. Kritik des Neoliberalismus*, Marburg: Metropolis.
- Ulrich, P.* (2001): *Integrative Wirtschaftsethik. Grundlagen einer lebensdienlichen Ökonomie*, Bern, Stuttgart, Wien: Haupt.
- Waldenfels, B.* (1994): *Antwortregister*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Weber, T.* (1999): *Das Denken in Sachzwängen: Unternehmer im Spannungsfeld von gesellschaftlicher Verantwortung und ökonomischer Notwendigkeiten*, Bern, Stuttgart, Wien: Haupt.
- Wieland, J.* (1998): Kooperationsökonomie: Die Ökonomie der Diversität, Abhängigkeit und Atmosphäre, in: Wegner, G./Wieland, J. (Hrsg.): *Formelle und informelle Institutionen. Genese, Interaktion und Wandel*, Marburg: Metropolis, 9–34.
- Wieland, J.* (2018): *Relational Economics. Ökonomische Theorie der Governance wirtschaftlicher Transaktionen*, Marburg: Metropolis.
- Williamson, O. E.* (1985): *The Economic Institutions of Capitalism*, New York: Free Press.